

Anton Amann
Universität Wien

„Grenzen herkömmlicher Umfragetechniken. Verknüpfungslogiken quantitativer und qualitativer Methoden im Rahmen der sozialgerontologischen Lebenslagenforschung“

Die folgenden Überlegungen sind in eine methodologische Perspektive gestellt, also in eine theoretischer Überlegungen über Methoden und Bedingungen ihrer Anwendung.

Derartige Überlegungen werden am besten anhand konkreter Forschung diskutiert. Ich werde mich daher in meinen kurzen Überlegungen auf ein Themenfeld konzentrieren, das einer meiner Forschungsschwerpunkte seit Jahren ist: die Sozialgerontologie. Trotzdem werden allgemeine, über diesen Forschungsbereich hinausgehende Probleme sichtbar werden.

1. Empirische Reichweite und Tiefe in der Lebensformen- und Lebenslagenforschung

Die Anstrengungen der sozialgerontologischen Forschung in den letzten Jahren, z. B. jener über Familie, soziale Beziehungen und Lebenslagen älterer Menschen, sind begrüßenswert. Es ist aber nicht von der Hand zu weisen, dass sie sich in der Regel mit speziellen Gruppen auseinandergesetzt haben, dass selbst für den Wandel von Lebensbedingungen hauptsächlich Querschnittuntersuchungen herhalten mussten, dass Längsschnittuntersuchungen zum Wandel von Lebensformen also weitgehend fehlen, und dass die tatsächlich beobachteten Veränderungen nicht genügend klar als Ergebnis gesamtgesellschaftlichen Wandels bestimmt werden konnten.

Das wirft immerhin folgende Unklarheiten auf:

- Ob nicht die beobachteten Tendenzen im „Altersstrukturwandel“ primär die Lebenswirklichkeit in urbanen Zentren oder selektiven Lebenslagen abbilden und allgemeine Entwicklungsmuster daher auch kaum bekannt sind,
- ob nicht die meisten Einsichten in Lebensformen älterer Menschen aus vielen Einzeluntersuchungen stammen, die nicht notwendigerweise miteinander in Beziehung stehen, sodass sich auch kein kohärentes Bild einzustellen vermag,

- ob nicht angesichts der unabsehbaren Komplexität des Themas zwei reduktionistische Strategien in der Forschungspraxis immer wieder siegen können: Einerseits wird durch die gewählte Methodik – z. B. nur narrative Interviews mit hermeneutischer Analyse, oder nur Stichprobenerhebungen über subjektive Daten mit statistisch komplexen Auswertungsverfahren einzusetzen – eine Einschränkung des untersuchten sozialen Raumes fast erzwingen, daher:
- ob nicht viele der Einzelprojekte andererseits einfach mit Minimal- oder Ausschnittsrealitäten befasst sind, von denen aus auf weitere Zusammenhänge nur spekuliert werden kann.

Als Resümee halte ich es daher im gegenwärtigen Zeitpunkt trotz – oder wegen – der unabsehbaren Fülle von Einzeldaten für äußerst schwierig, über Lebenslagen älterer Menschen in einer Form zu berichten, die der Lebenswirklichkeit auch tatsächlich gerecht wird. Auch das wirft wieder Fragen auf:

- Sind für den Wandel der Verhältnisse als Auslöser und Ursachen die „klassischen“ Faktoren heranzuziehen, wie etwa der Berufsaustritt, der Wandel von Familien- und Haushaltsformen und der Mobilität,
- oder sind es doch eher sozioökonomische, politische, sozialräumliche und technische Strukturfaktoren
- oder letztlich alle zusammen, was am wahrscheinlichsten ist?

Solche Fragen können nicht durch soziale Phantasie und Einzelbefunde beantwortet werden; es bedarf einerseits fundierter Theorie, um Daten angemessen zu interpretieren, und es bedarf andererseits komplexer Methoden, um Daten verschiedener Ebenen systematisch zu verbinden. Welche wären wichtige Voraussetzungen dafür?

- Die mindeste Voraussetzung dafür wäre, dass die Untersuchung von Lebenslagen und Lebensformen im Alter Erhebungen braucht, bei denen durch die Anlage und Größe der Stichproben sichergestellt ist, dass sie mit bestehenden Datenbanken verknüpft werden können, etwas, was bei vielen Stichprobenerhebungen gerade nicht der Fall ist,

- was aber eine Voraussetzung darstellt, um die Pluralität der Lebenslagen auf *Strukturdatenbasis* erfassen zu können, die im wesentlichen Daten der amtlichen Statistik darstellen,
- weiters ist eine Voraussetzung, dass bei der Entwicklung des Konzeptes der Lebenslagen und Lebensformen und deren Individualisierung auf *Befragungsdaten* und *lebensweltlich-hermeneutische Analysen* zurückgegriffen werden kann. Erst auf diese Weise ist es möglich, Mehrebenenkonzepte zu konstruieren, die das *Strukturniveau, das Institutionenniveau und das Individualniveau* in einer Weise *verknüpfen*, die tatsächlich auch Aussagen über Zusammenhänge zwischen sozialräumlichen, ökonomischen und politischen Strukturfaktoren auf der einen Seite und Verhalten und Einstellungen auf der anderen Seite zulassen.

Sehr deutlich scheint mir dies bei Mehrebenenanalysen zu werden, in denen Strukturvariablen berücksichtigt werden müssten, die von Einzelpersonen nicht erfragt werden können, theoretischen Konzepten zufolge aber fraglos von Bedeutung sind (Siedlungsdichte, Gemeindesteuerquote, Dichte der Arztversorgung, klassenspezifische Lebenserwartung etc.).

Ich halte eine solche konzeptuelle und methodologische Orientierung für fundamental; das Zeitalter der immer wieder neu erfundenen Stichprobenerhebungen mit extrem begrenzter empirischer Reichweite, aus denen dann mit Hilfe sozialer Phantasie die Daten überstrapazierende komplexe Interpretationen abgeleitet werden, sollte ebenso langsam zu Ende gehen dürfen wie die notorische Konzentration auf die Technik narrativer oder Leitfadeninterviews, deren Ergebnisse nie mit Strukturdaten verbunden werden.

Allerdings setzen „Erklärungen“ solcher Zusammenhänge „Verstehen“ voraus; ein Verstehen der Handlungs- und Sichtweisen der Menschen und ein Verstehen der Lebensbedingungen, die durch Daten abgebildet werden. Es wird also eine Erforschung der Lebenslagen und Lebensformen im Alter neben empirisch-analytischen Modellen auch der Institutionenanalyse und der lebensweltlich-hermeneutischen Analyse bedürfen. Die lange Geschichte der Lebenslagenforschung lehrt uns leider auch, dass diese drei Strategien empirischer Forschung viel zu selten absichtsvoll verbunden worden sind. Dabei ist an ein wissenschaftstheoretisches Prinzip zu erinnern: Kausalanalysen, die nicht auf Verstehensprozessen der sozialen Realität

beruhen, sind leer, Sozialinterpretationen, die im Suchen nach Verstehen verharren, sind unvollständig. Die Lebenswirklichkeit erschließt sich nur über beide Weisen der Erkenntnis.¹

2. Methodenpluralismus

Aus meiner Sicht ist eine dringende Umorientierung in der Sozialgerontologie aus der Perspektive eines Methodenpluralismus nötig. Der zentrale Drehpunkt scheint mir zu sein, dass die so gängige Umfrageforschung mit verschiedenen und neu zu entwickelnden Methoden verbunden werden muss. In einer Umorientierung bedeutet das mehr direkte Beobachtung von Lebenssituationen auch im Mikrobereich, das bedeutet ein Entwickeln von Verstehenskonzepten, die über das hinausgehen, was bisher in der so genannten qualitativen Forschung meistens praktiziert wird. Dabei müsste dieser Kontext aus Forschungsprozessen rekonstruiert werden, ohne dabei in den Anhäufungen empirischer Detailergebnisse selbst zu ersticken.

Die Sozialgerontologie hat in den letzten Jahren nach wie vor stark auf die Karte der Umfrageforschung gesetzt und dort natürlich, so wie in der Soziologie allgemein, die statistisch methodologischen Verfahren verfeinert. Daneben haben wir, vor allen Dingen in der Biographie- und der Netzwerkforschung, und den in diesem Zusammenhang durchgeführten so genannten qualitativen Studien, eine virulente Entwicklung. Es geht aber nach meiner Ansicht bei den quantitativen und den ihnen bisher meist nur gegenübergestellten qualitativen Methoden nicht um ein Entweder-Oder- und auch nicht um ein Vorher-Nachher-Ergänzungsverhältnis, sondern es geht um höchst ausgeklügelte methodologische Verbindungen der beiden Strategien. Es wird, wie ich vorher angemerkt habe, notwendig werden, in verstärktem Maße Mikrosituationen, charakteristische Milieus und kleinste Einheiten im Sinne von ausgeklügelten Fallstudien am Beispiel von Lebensformen in Immigrantenvhältnissen, in Familien, Betrieben, Schulen, Clubs, Pfarren, Freizeitgruppen etc. intensiver zu untersuchen. Dies ist nötig, um gesellschaftliche Veränderungen und Neubildungen exemplarisch darzustellen und die individuelle Beiträge dazu sowie die Reaktionen darauf besser kennen zu lernen. Wir haben typischerweise in der so genannten Lebenslagen- und Lebensqualitätsforschung eine Situation vor uns, in der Wandlungen und Veränderungen hauptsächlich strukturell und häufig ohne Kontexte dargestellt werden, nicht

¹ Vgl. ausführlich dazu: Amann, A., Lebensformen und Lebensführung – Konzepte für die Altersforschung?, in: Backes, G., Clemens, W. (Hrsg.), Lebensformen und Lebensführung im Alter. Alter(n) und Gesellschaft, Bd. 10. Wiesbaden 2004, 25-41.

jedoch qualitativ und exemplarisch. Diesen Punkt verstehe ich als eine Vorbereitung für einen methodologischen Prozess, in dem die qualitative Dimension sowohl zur Vorbereitung als auch zur Durchdringung, wie schließlich zur Schlussinterpretation *erklärender* Prozeduren integrativ herangezogen wird. Ich bin überzeugt davon, dass in dem Maße, in dem sich die Gesellschaft durch Pluralismus und durch Regionalismus als Gegenbewegung gegen globalisierende Tendenzen wieder kleinräumiger ausdifferenziert, sich auch jene Ergebnisse als fragwürdig erweisen werden, die nur auf der Basis von Großstichproben oder nur mit Hilfe sozialstatistischer Strukturdaten erhoben werden. Es kommt zwar durch aggregierend eingesetzte Maßzahlen zur Beschreibung von gesellschaftlichen Kategorien, zur Darstellung von Bedingungsverhältnissen, dabei laufen aber die Erkenntnisse, die wir aus Einzelfallstudien gewinnen können Gefahr, völlig zu verschwinden. Die gerade in den gegenwärtigen Wandlungen und Veränderungen sichtbar werdenden Situationen von Extremfällen, wie sie an außerordentlich ausdifferenzierten Gruppen sichtbar gemacht werden können, fehlt aus der Perspektive der Sozialgerontologie das *persönliche* Verständnis. Dieses persönliche Verständnis hat mit einem erweiterten Verstehensbegriff zu tun, den ich hier an die Vorstellung anlehnen würde, wie wir sie im Zusammenhang ärztlicher Diagnostik kennen. Es ist ein Verstehensbegriff, der allgemeine Entwicklungsmuster mit je spezifischen Einzelphänomenen in Zusammenhang zu bringen imstande sein muss, und daraus dann erst Folgerungen abzuleiten sich gestattet.²

3. Probleme der Ambivalenz-Intoleranz in der gerontologischen Umfrageforschung

Standardisierte Befragungen sind meistens ambivalenz-intolerant. Sie legen den Menschen zu den ihnen gestellten Fragen jeweils nur eine oder wenige Meinungen fest, die sich in Antwortmöglichkeiten ausdrücken, und bilden so das uns sehr wohl über die Psychologie und Tiefenpsychologie bekannte und auch ständig als vorhanden anzunehmende Schwanken, die inneren Spaltungen, Spannungen und Inkonsistenzen, die in den Einstellungen und Werten der Personen vorhanden sind, nicht genügend ab. Es fehlt auch an qualifizierter, interner gerontologischer Kritik, und zwar methodischer Kritik der auf verbalen Äußerungen beruhenden, vorgegebenen Stimuli und der Repräsentation der Ergebnisse in Datensätzen. Es gibt hier zwar viel Diskussion, aber ich erlaube mir, darauf hinzuweisen, dass in vielen Fällen immer noch unklar ist und die methodologische Diskussion auch nicht im Stande ist, das Probleme zu lösen, was Daten, die auf verbale Stimuli, also standardisierte Frage- und

² Vgl., Rosenmayr, L., Frühe Erfahrungen – späte Einsichten, in: Amann, A., Majce, G. (Hrsg.), *Soziologie in interdisziplinären Netzwerken*. Wien 2005, 31-76.

Antwortvorgaben hin gewonnen werden, überhaupt abbilden.³ Wir haben es hier mit ernstzunehmenden methodologischen Fragen zu tun, wie sie in der anspruchsvolleren Methodendiskussion im Zusammenhang mit dem sogenannten *Äquivalenzproblem* auftauchen. So können wir, ich habe das anhand einer eben fertig gestellten Dissertation in Wien sehen können⁴, davon ausgehen, dass beispielsweise im International Social Science Panel, das ja in verschiedenen Ländern ständig durchgeführt wird, einzig die *Strukturäquivalenz* der Daten einigermaßen zureichend ist, doch selbst diese auf sehr niedrigem Niveau; während andere Äquivalenzen überhaupt nicht nachgewiesen werden können. Eigentlich ist das eine alarmierende Nachricht, denn sie bedeutet im Prinzip, dass die in den verschiedenen Ländern, Deutschland, Tschechien, Österreich etc. erhobenen Daten nicht verglichen werden können aufgrund mangelnder Datenqualität. Wo bleiben da, darf man sich die Frage stellen, die epistemologischen und sprachphilosophischen Hintergrundfragen, wo bleibt da eine ernsthafte Auseinandersetzung mit der Frage, ob hier nicht Artefakte produziert werden, mit deren Hilfe eine Welt beschrieben wird, die es auf diese Weise nicht gibt?

Es gibt in diesem Zusammenhang mehrere Wege, wie dieses Dilemma etwas entschärft werden könnte, falls die gewonnenen Daten valide und reliabel sind. Zum einen ist es angeraten, auf Daten aus standardisierten Umfragen strukturentdeckende Verfahren, z. B. Cluster-Analysen, anzuwenden. Falls sich besonders prägnante Typen bzw. Cluster ergeben, können aus diesen Clustern gezielt Personen ausgewählt werden, mit denen dann nachfolgend Leitfadeninterviews oder themenzentrierte Interviews durchgeführt werden. Wir haben das zweimal mit gutem Erfolg praktiziert, um die Reichweite der Aussagen durch Tiefenschärfe der Interpretationen zu ergänzen. Außerdem ist das keine neue Entdeckung, nur die Instrumente haben sich weiter entwickelt. Grundsätzlich sind solche Überlegungen bereits vor 50 Jahren angedeutet worden.⁵

Eine zweite Möglichkeit besteht in einer gezielten Verknüpfung der Vorgehensweise der „grounded theory“ oder der Vorgangsweise des narrativen Interviews mit hypothesentestenden Verfahren. Aus dem qualitativen Material werden gezielt genetische Hypothesen entwickelt, die ihrerseits auf der Basis einer Zufallsstichprobe überprüft werden.

³ Op. cit.

⁴ Zucha, V., Interkulturelle Vergleichbarkeit von Einstellungsfragen zu sozialer Ungleichheit. Methoden der Überprüfung und Ursachen mangelnder Äquivalenz. Dissertation an der Universität Wien. Wien 2005.

⁵ Vgl. Lazarsfeld, P. F., Barton, A. H., Some Functions of Qualitative Analysis in Social Research, in: Frankfurter Beiträge zur Soziologie (1955), 321-361.

Die vorläufig bestätigten Hypothesen werden ihrerseits wieder durch das dichte qualitative Material ergänzt, und am Schluss steht die Entwicklung eines Konzepts, das den angereicherten Hypothesen den theoretischen Rahmen abgibt.

Eine andere zentrale Problematik, die ich sehe, besteht in der Frage, wie weit die von den Befragten angegebenen Einstellungen für die Personen selbst überhaupt Handlungsrelevanz besitzen. Ich habe den Eindruck, dass die Bedingungen, unter denen erforschte Einstellungen älterer Menschen zu Verhalten führen oder führen können, weitgehend unbearbeitet bleiben. Ein Hinweis darauf ist doch, dass es immer wieder Überraschungen gibt, nicht nur in der wählerorientierten Demoskopie, wo Wahlforschung oft enttäuschend schlechte Verhaltensprognosen liefert, sondern auch im Bereich des Handelns älterer Menschen, wenn aus den Einstellungen abgeleitet wird, dass ältere Menschen beispielsweise im hohen Maße interessiert wären, sozial aktiv zu sein, soziale und kulturelle Teilhabe zu betreiben und sich dann plötzlich in Modellprojekten herausstellt, dass es ungeheuer schwer ist, diese Menschen zu aktivieren.⁶ Wie eng ist hier die Verbindung zwischen abgefragten Einstellungen und der Handlungsbereitschaft, die dahinter vermutet wird?

Zu der von mir genannten Schwäche der Ambivalenz-Intoleranz im Hauptstrom der Umfrageforschung kommt noch eine weitere. Sie liegt in der methodologischen Atomisierung der Subjekte, indem in sehr vielen Untersuchungen die sozialen Kontexte, die Wirkung der Bezugsgruppen auf die Subjekte etc. vernachlässigt werden. Wir produzieren Sinnzusammenhänge und kulturelle Kategorisierungen, von denen wir behaupten, dass sie für die Lebensdeutung und Selbstausslegung von Gruppen, von Betrieben, von Verbänden, Familien und Gemeinden wirksam seien, wir behaupten, dass sie überindividuell wirken. Wir gewinnen sie aber nur aus der Selbstausskunft befragter Subjekte. Es fehlt auch hier weitgehend eine systematische Erfassung und Einbeziehung dessen in die Forschungs- und Erklärungsprozesse, was von Lazarsfeld schon vor bald fünfzig Jahren als *collective properties* bezeichnet und von Coleman anfangs der Siebzigerjahre als „*sociometric design*“ vorgeschlagen wurde. Individuen werden isoliert und als abstrakte Befragungseinheiten angesehen und dann beginnt das Aggregieren. Ich gehe nicht davon aus, dass es methodisch sinnvoll und möglich ist, aus solchen Individualdaten über Gruppierungen und Aggregierungen Strukturprofile zu entwerfen, die tatsächlich objektive Kontexte abbilden. Dafür wären forschungstechnisch anders gelagerte Verfahren und Variablen zu finden. Man

⁶ Rosenmayr, L., op. cit.

müsste über Life-Style-Konzepte hinausgehen, die ihrerseits auch nur aus Aufsummierungen hervorgehen. Es müsste vor allen Dingen in der gerontologischen Forschung eine viel stärkere und engere Koppelung zwischen zwei Dimensionen geschehen, die bisher in dieser Weise kaum zur Diskussion stehen, nämlich die Koppelung zwischen sprachlichen Schemata auf der einen Seite und sozialen Schemata auf der anderen. Es lässt sich, gestatten Sie mir diese etwas spitze Bemerkung, recht gut über Sprechakte theoretisieren, aber sehr viel schwerer ist es, sie zu erforschen und in empirische Typen zu gießen. Es wäre aber eine dringende Notwendigkeit. Über die Sprechakte hinaus müsste man dann zugleich zu sozialen Sprechweisen kommen. Etwas, was in der Diskursforschung sich langsam anbahnt, und man müsste sehen, wie weit die Subjekte selbst in ihrem Lebensverlauf politische Rhetoriken übernehmen, durch deren Filter hindurch sie ihre eigene Lebenssituation und ihr eigenes Älterwerden interpretieren.⁷

4. Das alte Dilemma

Auf theoretischer Ebene betreffen alle diese methodologischen Überlegungen letztlich ein altes Dilemma – das zwischen Struktur und Handeln. Dass das „Soziale“ im Menschen ist, verankert in einer Weise, dass nur Verdrängen es (vorübergehend) im Bewusstsein auslöschen kann, ist wohlbekannt. Von Freud bis Bourdieu zieht sich die Spur der Nachweise. Dass umgekehrt das „Individuelle“ im Sozialen umtreibe, dieses gestalte und verändere, steht weniger klar vor Augen, lässt sich weniger schnell als anerkanntes Verständnis auffinden. Seit der Französischen Aufklärung und ihrem Gegenstück, dem Gallikanischen Konservatismus, stehen die gesellschaftlichen Einrichtungen als das dauerhaft Gegebene den Einzelnen gegenüber und entgegen.⁸

Soll also zum Verhältnis zwischen Strukturen und Akteuren, der alten zentralen Frage aller Lebenslagenkonzeptionen, Sinnvolles gesagt werden, bedarf es einer begründeten Vorstellung, wie diese wechselseitig das jeweils Andere gestalten und in sich aufnehmen. Mit derselben Bereitschaft, mit der das „inkorporierte“ Soziale anerkannt wird, müsste das „insoziierte“ Individuelle gedacht werden können. Der Inkorporation entspricht die Insoziation, die Aufnahme des Individuellen in die „societas hominum“. Dem Individuum kommt keine logische Priorität gegenüber den Institutionen zu, ebenso wenig diesen vor dem

⁷ Op. cit.

⁸ Amann, A., op. cit.

Individuum; Institutionen haben allenfalls eine „historische“ Priorität, diese aber muss theoretisch begründbar sein.

Dass es hier um den disziplinären Blick geht, um die Trägheit des Gewohnten im Denken, ist augenscheinlich. In der Psychologie scheint es leichter zu fallen, die Eigentätigkeit der Individuen in der Gestaltung ihres Lebens zu betonen als in der Soziologie die Wirksamkeit des Individuellen in allen Strukturen zu erkennen. Die wissenschaftliche Verabredung, dem jeweils einen Teil eine Bedeutungsdominanz vor dem anderen einzuräumen, hat sich seit der „Klassik“ der Sozialwissenschaften als wenig hilfreich erwiesen, und der Aufstand dagegen hat seine revolutionäre Kraft noch nicht gefunden.

Strukturen und Akteure scheinen weit auseinander zu liegen; das Verspeltete in diesen Dingen liegt ja auch durchaus objektiv vor, wenn auch das mehr oder minder treffende Erfassen in der Soziologie erst zu erwachen scheint. Dass wir unserem Weinglas gegenüber nicht so hemdsärmelig sitzen können, wie zweifellos unserem Bierkrug, ist nicht einfach eine Frage des methodisch ausgemessenen Lebensstils, sondern viel mehr der Reflex der Tatsache, dass die Ich-Du-Beziehung überall auch in die Ich-Es-Beziehung (Buber) eintritt, voll vom ständigen Fragen nach dem richtigen Verhalten auf dem Weg zu jeglicher Art von Draußen. Selbst die feinste Abstimmung im individuellen Verhalten in einer Situation ist noch das gemeinsame Produkt aus Angleichung und Abweisung gegenüber dieser und den Optionen, die sie den Individuen bietet; weshalb die detailverliebte Deutung des nur Subjektiven denn auch nur kleine Weltnüsse zu knacken vermag. Wie seit Marx, und auch seit dem um die Psychoanalyse angereicherten Marxismus bei Adorno, in jedem Individuum das Objektive der Verhältnisse als dieses auf eine spezifische, und das heißt historisch konkrete Weise gestaltend gedacht wird, so sind auch die Verhältnisse bis ins Detail als Ausdruck des Tuns der Individuen aufzufassen. Doch sind die Verhältnisse weder fest und unverrückbar, noch sind die Individuen nur ihre „Ensembles“; die Verhältnisse sind kontingent und wandelbar, und die Individuen wählen, verwerfen, balancieren, weichen aus und kämpfen in ihnen. Was in der Kulturosoziologie als „Manieren“ gilt, das richtige, den Situationen angemessene, sachgerechte Handeln, wäre nicht möglich, hätten sich nicht die vielfältigen Vorstellungen der Einzelnen den Verhältnissen eingeschrieben. Auch ein nicht witziger Verstand würde hier, könnte diese gleichrangige Wechselseitigkeit nicht ernst genommen werden, bald zu der Frage gelangen: Was treiben die Verhältnisse ohne uns?⁹

⁹ Op. cit.

